

Mary McKenna - Vaterlose Kinder

Anstelle einer Einleitung: Die (wahre) Geschichte vom Kalb oder: Die Mutter als Ursprung des Gefühls?

In der Zeit, als ich darüber nachdachte, wie ich mich am besten dem Thema „Vaterlose Kinder“ näherte, mußte ich zweimal in der Woche mit dem Fahrrad in die nahegelegene größere Stadt fahren. Auf dem Rad kann ich am besten nachdenken, und so kamen mir viele Gedanken zum Thema. Aber zur Einleitung verhalf mir die Begegnung mit einer am Weg gelegenen Weide und einer Gruppe Kälber.

Die Kälber waren nicht mehr ganz jung und offenbar soweit, ohne die Mutter zu weiden. Aber eines von ihnen war offensichtlich, was man einen „Nachkömmling“ nennt. Während sämtliche älteren Geschwister von mir wichen, wenn ich mich dem Zaun näherte, um eines zu streicheln, drängelte sich das Jüngste geradezu an meine Hand. Es war nicht zu ignorieren, daß das Kalb meine Finger für das mütterliche Euter hielt, denn es begann jedesmal, ziemlich schmerzhaft an ihnen zu saugen. Mir fiel auf, daß es wenig fraß, langsamer wuchs und in seinem Verhalten stark von den anderen Kälbern abwich. Auch äußerlich blieb es lange Zeit strubblig; das Fell glänzte nicht wie bei den anderen. Es war nicht zu übersehen, daß das Tier zu früh von der Mutter genommen worden war.

Als ich vor mehr als 22 Jahren meinen Sohn zur Welt brachte, geschah das in der DDR und zu einer Zeit und in einem System, das nicht eben die neuesten Erkenntnisse über Geburt und nachgeburtliche Betreuung beherzigte. Geburten wurden eingeleitet, wenn es Ärzte und Hebammen angesichts des Dienstplanes und der Auslastung des Kreißsaales für wünschenswert hielten. Väter waren in meinem Berliner Krankenhaus zu der Zeit noch nicht „zugelassen“. Unter der Geburt wurden die Frauen in die völlig unnatürliche Rückenlage gezwungen. Und wenn das Stillen nach der Geburt nicht auf Anhieb klappte, wurde nicht viel Geduld aufgebracht: Die Babys wurden von den Schwestern einfach mit der Flasche gefüttert und den Müttern nur zu bestimmten „Besuchszeiten“ ausgehändigt.

Auf diese Weise geschah es, daß ich meinen Sohn direkt nach der Geburt und dann erst wieder 24 Stunden später für längere Zeit bei mir hatte. Nicht nur mir ging es aufgrund dieser Reglementierung schlecht: Die Mütter standen weinend vor dem Säuglingsraum und konnten ihre Kinder - wie Besucher - nur durch die Scheibe beobachten, die auch noch die meisten Zeit von einem Vorhang verschlossen war.

Ich denke, das Verhältnis zwischen mir und meinem Sohn hat damals den alles entscheidenden und niemals wieder geheilten Knacks bekommen.

Was ist es, was Babys und Kalb vermißt haben? Es ist sicher **nicht** der Vater in diesem Moment. Es ist - für mich ganz unfraglich - die Mutter, die Ernährerin; Spenderin der ersten elementaren Befriedigung aus Nahrung, Wärme und Vertrautheit. Die Mutter als Ursprung jeglichen positiven Gefühls. Doch spricht diese einfache Erkenntnis *für* alle Theorien, die besagen, daß die Mutter als Bezugsperson des Kindes ungleich höher eingeschätzt werden muß als der Vater, dem es bestimmt ist, auf der Jagd, im Krieg, in der Kneipe - aber auf jeden Fall nicht oder selten zuhause - zu sein?

Etwas anderes fiel mir ein in Vorbereitung auf diesen Text. Ein von mir sehr geachteter Psychotherapeut sagte einmal in einem Vortrag, daß die menschliche Schwangerschaft eigentlich 21 Monate dauern würde: 9 Monate im Mutterleib und 12 Monate außerhalb desselben. Und er nannte ein Menschenkind einen „Tragling“. Und wenn man betrachtet, wie unsere nächsten Verwandten im Tierreich es handhaben, muß man zugeben: Der Mann könnte Recht haben. Wieder aber ist es hier die Mutter, die im äffischen Familienverband im wahrsten Sinne die tragende und nährende Rolle spielt. Wieder ein Argument zugunsten der althergebrachten Rollenverteilung?

In den letzten Jahren hat es einschneidende Veränderungen in den mitteleuropäischen Gesellschaften gegeben. Mütter spielen nun auch die Rolle des (manchmal einzigen) finanziellen Ernährers. „Familien“ mit nur einem Elternteil sind selbstverständlich geworden. Und ein Vater ist nicht länger Spottobjekt, wenn er einen Kinderwagen schiebt oder gar das Kind im Gestell oder Tragetuch auf dem Bauch vor sich herträgt - eben als „Tragling“ in einer Art postnatalem Gebärmutterersatz. Und zweifelsfrei wird das Kind, sofern ihm diese Prozedur vertraut ist, beim Vater eine ebensogroße Nähe und damit eine emotionale Befriedigung empfinden wie bei der Mutter.

Paradoxerweise sind die - durchweg positiv zu bewertenden - neuen Rollenverständnisse der Männer in Ländern anzutreffen, die sich gesamtgesellschaftlich eher von der traditionellen Familie und den damit verbundenen Beziehungsgeflechten entfernen und damit auch an allen damit verbundenen negativen Erscheinungen leiden. Diese sind: Auflösung der Großfamilie, Abschiebung alter und/oder kranker Familienmitglieder in nichtfamiliäre Pflegeeinrichtungen, oftmals Notwendigkeit beider Partner zur Erwerbstätigkeit, Betreuung der Kinder in außerfamiliären Einrichtungen etc. pp.

Damit entfällt im modernen Europa die unmittelbare Erfahrung von Leben und Tod, Geburt, Alter und Sterben für die Kinder, die in einer bereinigten Welt aufwachsen und zwar tausende Tode im Fernsehen miterleben, den Tod der Großeltern aber vorenthalten bekommen.

Da es hier aber um die Vaterlosigkeit geht, soll hier nur gesagt werden, daß nach meiner Erfahrung in einer bislang familienorientierten Gesellschaft wie der italienischen oder z.B. der irischen, in der ich lebe, die rein statistische Anwesenheit des Vaters in keiner Weise mit der emotionalen Anwesenheit identisch sein muß.

Familien in Irland wurden in der Vergangenheit durch Tradition und Moral, vor allem aber die katholische Kirche „zusammengehalten“. Die traditionelle Rolle der Männer war bis vor erstaunlich wenigen Jahren noch die, die wir in Deutschland mit dem 19. Jahrhundert assoziieren. Der Vater war zwar immer im Zugriff (und man wußte stets, wo er war), aber emotional nicht vorhanden. Ihm war die Teilnahme am gesellschaftlichen Leben (Pub) vorbehalten, in denen Frauen und Kinder nur an Sonntagen und dann nur in extra dafür bestimmten Bereichen zugelassen waren.

In atemberaubend kurzer Zeit hat das Land sich gewandelt und sich sozusagen europäischen „Standarts“ angepaßt - auch in Bezug auf alle kindlichen Defizite in Hinblick auf Familie, väterliche und elterliche Nähe. Aber der ökonomische Zwang bringt die Väter trotz Modernisierung ihrer Grundeinstellung zum Kind wieder in die Rolle des oftmals abwesenden Familienmitglieds - und die Mütter sind auf dem besten Weg, den Vätern dahin zu folgen.

Alles in allem gibt es viele Formen von Vaterlosigkeit. Und je mehr ich über das Thema nachdachte, umso mehr Verwandte und Freunde fielen mir ein, die vaterlos aufgewachsen sind oder aufwachsen. Nicht nur ich wuchs ohne Vater auf; mein Sohn, mein ehemaliger Partner, mein irischer Mann, meine beste Freundin, ein guter Freund in Deutschland, ein Geschäftspartner, mein ehemaliger Chef, das Kind meiner ersten irischen Arbeitgeberin ... Die Gründe der vaterlosen Kindheit sind so vielfältig, daß sie sich nicht in ein Schema pressen lassen. Interessant ist, bei wievielen die körperliche *und* emotionale Abwesenheit des Vater, welchen Grund sie auch gehabt haben mag, ebenso eine *emotionale* Abwesenheit der Mutter nach sich zog. In meinem Fall war das so. Und da ich hier nur für mich sprechen kann, will ich es auch für meinen Fall tun.

Mein ganz persönliches Leben ohne Vater oder: Die abwesende Übermacht

Ich wurde 1958 in der DDR geboren. Mein Vater war Pilot und meine Mutter Hausfrau. Durch seinen Dienst war mein Vater nur immer auf Kurzurlauben zuhause, und mir ist bekannt, daß meine Mutter schon nach einem Jahr nach meiner Geburt einen anderen Mann kennengelernt und mit Trennungsabsichten gerungen hatte. Aber wir lebten zu dieser Zeit noch in einem kleinen Dorf, und meine Großmutter hätte diesen Skandal zu verhindern gewußt.

Ich war ein Wunschkind, soviel ist sicher. Vater machte Karriere und sicherte seine Familie finanziell optimal ab in einer Zeit, in der Mangel noch an der Tagesordnung war. Mit meiner Mutter war ich so gut wie allein. Wenn mein Vater von Flügen nach Hause kam, dann meist in irgendeiner Nachtstunde, und ich sah von „ihm“ tagsüber nur die verschlossene Schlafzimmertür und bekam die Anweisung: „Sei leise, Vati schläft!“ Als Ausgleich dafür hatten wir alles, was es damals für den Normalbürger in der DDR noch nicht gab: Auto, Telefon, Essen und Süßfrüchte in Massen. Mein Vater brachte stets etwas mit, und ich wurde quasi mit Bananen, afrikanischen exotischen Früchten, Schokolade und Kakao großgezogen. Meine Mutter mästete mich regelmäßig. Aber wenn mein Vater wirklich mal zuhause war und ich mit ihm alleine in der Wohnung, hatte ich Angst vor ihm wie vor einem fremden Mann. Einmal, ich war fünf oder sechs, hat er mich sehr schmerzhaft gezüchtigt, und ich erinnere mich noch gut, daß ich dachte, daß er als jemand, der sonst gar nicht da war, nicht das Recht dazu haben könnte.

Als ich sechs Jahre alt war, sollte mein Vater für mehrere Jahre zum Studium ins Ausland gehen. Der Antritt dieses Studiums fiel in die Zeit meiner Einschulung. Es gab einen Riesenstreit zwischen meinen Eltern, mit dem Ergebnis, daß mein Vater irgendwie dabei war, als ich eingeschult wurde. Ich glaube, er ist dann ein Jahr später zum Studium gegangen. Jedenfalls war er nun völlig weg, und der Kontakt war nur noch über Briefe und Telefonate möglich.

Ich muß neun Jahre alt gewesen sein, als der alles entscheidende Brief kam, der, wie ich heute weiß, mein jahrzehntelanges Martyrium einleitete. Vater schrieb, er habe eine andere Frau kennengelernt und wolle die Scheidung. Meine Mutter erlitt einen Nervenzusammenbruch. Nunmehr kam meine Großmutter verstärkt ins Spiel, die, selber verheiratet, fortan meinen Vater wie generell alle Männer nur noch als „Bösewicht“ und „Verbrecher“ bezeichnete.

Die folgende Zeit war eines der dunkelsten Kapitel meines Lebens. Meine Mutter dämmerte in einem fürchterlichen Zustand vor sich hin. Sie weinte wochenlang, und meine Oma ließ mich nicht zu ihr. Meine Oma schärfte mir ein, mit niemandem über die Scheidung zu reden. Heute weiß ich, daß für meine Mutter weniger die Welt der Liebe als die Welt des gesellschaftlichen Ansehens und der finanziellen Abgesicherheit zusammengebrochen war. Der Ring am Finger, das Ansehen „bei den Leuten“, das Auto vor'm Haus, das Telefon - alles das hatte sie die Fassade aufrechterhalten und die Ehe ertragen lassen. Und nach den Tränen kam die Rache. Erst zeigte sie meinen Vater - selbstverständlich Parteimitglied - beim Parteisekretär seines Betriebes an. In der DDR kamen Parteigenossen, die sich scheiden lassen wollten, vor ein betriebliches Parteigericht. Die SED nahm sich zeitweilig nicht viel mit der katholischen Kirche. Dann fand sie Mittel und Wege, meinem Vater fast alles an Gütern und Werten zu entziehen - bis hin, daß sie in meinem Namen um Gelder klagte, auf die ich vielleicht einen Anspruch gehabt hätte, die er aber wohl auch freiwillig gezahlt hätte.

Wenn ich in dieser Zeit meine Großmutter besuchte, dann gab es am ersten Tag immer die gleiche Leier, wie eine Schallplatte, die abgespielt wurde und die man nicht stoppen konnte: „... Dein Vater hat mich damals um Geld betrügen wollen, ... Dein Vater, der Strolch, hat Dich niemals zum Fußball mitgenommen, ... Dein Vater hat dir Spielzeug kaputtgemacht, ... *Dein Vater, ... Dein Vater, ... Dein Vater ...*“. Ich zog mich damals völlig zurück, ging mit meinem Fahrrad in die Wälder (und wurde zuhause nicht vermißt), begann mit 11 Jahren Bücher zu lesen und Gedichte zu schreiben und ging mit einer Freundin in Bach- und Vivaldikonzerte und in fast alle Berliner Museen. Diese Freundin war eine alte Dame, zu der ich Zuflucht nahm, wenn es zuhause unerträglich war. Sie hatte Hund und Katze und war ein sogenanntes „Fräulein“.

Anders sah es zuhause aus. Meine Mutter pflanzte in mich eine Angst gegen meinen Vater und überhaupt alle Männer. Männer seien Schufte - durchweg. Als mein Vater einmal klingelte (und meine Mutter wieder einmal mit Migräne im Bett lag), sollte ich zum Briefschlitz gehen und ihn wegschicken. Ich erinnere mich, daß ich Todesangst hatte. Eines Tages wollte ich meine Mutter trösten, und bastelte etwas Hübsches für sie. Sie saß auf einem Stuhl in der Küche und meine Oma stand mit dem Rücken mir zugewandt vor ihr, wie eine Mauer. Ich setzte mich durch und gab meiner Mutter das Geschenk mit den Worten, sie solle nicht mehr weinen und ich hätte sie doch lieb. Da brach sie in Schluchzen aus und meine Oma herrschte mich an: „Da siehst Du wieder, was Du angerichtet hast!“

Fortan versuchte ich meine Mutter aus der Ferne zu schützen. Ich hatte panische Angst, sie zu verlieren. Wenn sie ausgegangen und überfällig war, lief ich immer und immer wieder zum Bahnhof, bekam Durchfall und Heulkrämpfe. Außerdem entwickelte ich eine Zwangsneurose. Da ich mittlerweile mit meiner Mutter im Ehebett (!) meiner Eltern schlief, da die verbliebenen Sachen meines Vaters in meinem (!) Zimmer lagerten, wußte ich immer, ob und wann sie zu Bett ging. Und ich zwang mich, immer solange wach zu bleiben, bis sie schlief. Dann lief ich in die Küche und schaute nach, ob alles in Ordnung sei. Die Zeiten, bis sie ins Bett kam, verbrachte ich mit leisen, gebetmühlenartig wiederholten Bitten: Lieber Gott, laß meine Mutter nicht sterben! Ich glaubte, wenn ich es nur oft genug sagte, und zwar in Blöcken zu je zehn, würde es wirken. Einhundert, zweihundertmal sagte ich diesen Satz vor mich hin. Dann, wenn ich meinte, es sei genug, gab ich mich meinen Phantasien hin. Ich lebte in der Welt der Bücher, die ich las, in fremden Ländern und immer an der Seite eines mutigen und schönen Mannes, der als einziger kein Schuft war.

Dieser Mann nahm allmählich so etwas wie eine Identität an und sprach zu mir - auch im Alltag, in meinen Tagträumen, die mich vor der Realität schützten. (Es gibt einen Film mit Gerard Depardieu und Whoopi Goldberg mit dem Titel „Bogús“. Genauso wie dem kleinen Jungen im Film ging es mir.)

An meinem elften Geburtstag wurde die Ehe meiner Eltern geschieden. Der Richter sagte im Anschluß an das Urteil, man hätte ihm doch bitte sagen sollen, daß ich Geburtstag habe, dann wäre der Termin auf einen anderen Tag verlegt worden. Als hätte *das* das Geschehen erträglicher machen können.

Als ich zwölf war, bekam ich eine schwere Erkrankung und wäre beinahe daran gestorben. Die nächsten Jahre verbachte ich bis auf wenige Augenblicke mit starken Schmerzen. Was ich heute weiß ist, daß meine Mutter mich in Watte packte und verhätschelte und mir un- und unterbewußt „beibrachte“, wie man die Schmerzen geschickt nutzen kann, um unangenehme Dingen aus dem Weg zu gehen.

Ich hätte rein organisch viel weniger leiden müssen, wenn sie mich gezielt in dem Heilungsprozeß begleitet hätte. Derweil wuchs mein Kontrollzwang. Ich kam nicht mehr aus dem Haus, ohne dutzendmal Wasser- und Gashähne zu kontrollieren.

Als ich 18 Jahre alt wurde, kam ein Brief meines Vaters. Ich war gerade bei meinem damaligen ersten Freund, als Mutter mich anrief und mir mit empörter Stimme den geöffneten (!) Brief am Telefon vorlas. Mein Vater war im Krankenhaus zum Check und wollte, daß ich nun, da ich volljährig war, selbst entscheiden solle, ob ich ihn sehen möchte. Normalerweise hätte ich das nicht getan. Aber die hysterisch kreischende Stimme meiner Mutter am Telefon, der Kommentar („Dieser Strolch, dieser Verbrecher“) und die Tatsache, daß sie meinen Brief geöffnet hatte ließ mich so in Opposition gehen, daß ich einen Tag später zu meinem Vater ins Krankenhaus fuhr.

Auf was ich hoffte, wußte ich nicht. Aber ich war volljährig, er war im Krankenhaus für mich irgendwie nicht gefährlich und was konnte ich verlieren?

An die Begegnung kann ich mich nur insofern erinnern, daß ich mich fühlte, als hätte man mich in einen Raubtierkäfig eingeladen und ich stand nun einem kleinen pummeligen Stubenkätzchen gegenüber. Wir sprachen uns über vieles aus, sehr scheu am Anfang, und einiges verstand ich aus der Sicht meines Vaters jetzt besser.

Die Zwangsneurose nahm immer noch zu. Ich hatte mir mittlerweile einen Partner gesucht, der 28 Jahre (!) älter war als ich.

Wir führten eine nicht sehr harmonische Partnerschaft, aber wir konnten uns auch nicht trennen. Ich wollte den Gedanken nicht aufgeben, daß ein so gebildeter und reifer Mann wie er mir nicht helfen und mich verstehen konnte. Wahrscheinlich suchte ich einen Vater. Meine Neurose war nun kaum noch zu verheimlichen, und so habe ich mich meinem Partner damals schweren Herzens offenbart. Sein Kommentar zu diesem schweren Schritt war nur: „Ach, das haben wir doch alle mal, daß wir nicht wissen, ob das Bügeleisen aus ist.“ Das war zuviel!

Ich ging zu meiner Hausärztin und sagte ihr, wenn ich nicht Hilfe bekäme, würde ich mir das Leben nehmen. Sie vermittelte mich an einen überaus ausgebuchten, aber den aus ihrer Sicht einzig möglichen Psychotherapeuten in der DDR, und es gelang mir wirklich, seine Patientin zu werden. Mit seiner Hilfe gelang es mir in den folgenden zwei Jahren in einem schmerzhaften Prozeß der Selbstfindung, mich selbst zu heilen.

Erkenntnis Nr. 1: Meine Mutter, die nach der Scheidung nie gearbeitet hat und wenn, dann immer krank war und litt, war vermutlich medizinisch völlig gesund, aber hochgradig seelisch krank. Ich bin nicht verantwortlich dafür und ich kann ihr nicht helfen.

Erkenntnis Nr. 2: Meine Mutter sieht mich immer noch, auch heute, als Kind. Mit der Scheidung brach ihre Welt zusammen und blieb die Zeit stehen.

Erkenntnis Nr. 3: Meine Mutter hat mich immer für ihre Scheidung verantwortlich gemacht. Ich erinnerte mich auf einmal, daß meine Mutter und ich mit ins Ausland sollten. Da es aber keine deutschsprachige Schule dort gab, und sie nicht von mir getrennt sein wollte, blieb sie hier. Somit war ich „schuld“, daß sich mein Vater eine neue Partnerin suchen konnte. Meine Mutter hat mich möglicherweise unterbewußt dafür gehaßt, ohne daß sie bewußt „schuld“ daran ist.

Erkenntnis Nr. 4: Kurz nach ihrem ersten Nervenzusammenbruch hat meine Mutter angekündigt, sich und mir mit Gas das Leben zu nehmen. Ich hatte das total vergessen und verdrängt. Dies war der unbewußte und von meinem Bewußtsein „vergessene“ Auslöser meiner Zwangshandlungen.

Erkenntnis Nr. 5: Es geht nicht um Schuld!

Von da an konnte ich die „Tradition“ in unserer Familie aus Lieblosigkeit und Haßgefühlen gegenüber Männern durchbrechen. Ich erinnerte mich, was mein Psychologe gesagt hatte: „Fangen sie den Ball nicht auf, wenn er Ihnen zugeworfen wird; gehen Sie einfach zur Seite, unterbrechen Sie die Kette ...“

Mittlerweile war ich durch die Therapie ein anderer Mensch geworden. Ich trennte mich von meinem Partner, ging in die Politik und machte, was man in Deutschland wohl „Karriere“ nennt.

Mit meinem Vater hatte ich nach mehreren Versuchen, mit ihm klarzukommen, den Kontakt abgebrochen. Er war nicht das gewesen, was ich ein Leben lang in der Vaterfigur gesucht hatte, und heute frage ich mich, was er je hätte für mich sein können, wenn wir wie eine „richtige“ Familie gelebt hätten.

Mit meiner Mutter war wohl normaler Kontakt möglich, aber niemals eine Diskussion über all die beschriebenen Dinge. Und der Kontakt konnte auch nur auf einer sehr kalten und sachlichen Ebene stattfinden und nur, wenn es äußere Umstände nötig machten.

Seit mehreren Jahren habe ich zu beiden keine Verbindung mehr.

„Meine“ Neurose hatte ich nach der Therapie vor 10 Jahren gut im Griff, aber sie war immer noch da und lauerte, und manchmal kam sie wieder. Es war wie bei einem trockenen Alkoholiker, der dennoch Alkoholiker bleibt, auch wenn er nichts trinkt.

Vor zwei Jahren nun hatte ich erneut den Impuls, eine Therapie zu machen, weil sich wieder eine Menge Seelenmüll angesammelt hatte.

In dieser erneuten Therapie - nunmehr bei einer Psychologin, die wiederum ein Glücksgriff war - konnte ich den „Rest“ bearbeiten, was immerhin nochmals zwei Jahre beansprucht hat.

Mein Leben in Deutschland hatte mittlerweile einen Punkt erreicht, an dem vieles abgeschlossen schien. Meine lokalpolitische Karriere der letzten 10 Jahre war zuende gegangen, persönlich war ich relativ unabhängig.

Weder Familienangehörige noch der deutsche Arbeitsmarkt fragten nach mir. Meine Wohnung im geliebten Wohnumfeld war nach Jahren der Renovierung und des Umbaus endlich fertig. Alles schrie nach einem Neuanfang. Und dann kam die wirkliche Liebe meines Lebens in Gestalt eines irischen Mannes, den ich im siebten Jahr an meinem kleinen Urlaubsort an der irischen Küste wiedertraf - und der bald darauf gefaßte Entschluß, meinem Gefühl in das geliebte Land und die Arme des geliebten Mannes zu folgen. Alles hinter mir zu lassen.

Und nun bin ich hier. Frei von jeder Anwendung der Neurose. Und mit einer großen Erleichterung im Herzen.

Ich habe mich befreien können - von der Suche nach einem Vater, von den Schmerzen des Verlustes einer Familie. Mit rund 40 Jahren konnte ich endlich auch gefühlsmäßig beginnen, zu leben.

Zum Schluß: Noch ein Gedanke oder: Zurück zum irischen Kalb

Die Geschichte, die ich erlebt habe, ist sicher nicht einzigartig und geschieht in Abwandlungen ganz bestimmt häufiger, als wir vermuten. Vieles geschieht hinter verschlossenen Türen und Herzen. Und viele Menschen finden tragischerweise nicht den Weg aus dem Teufelskreis - oder einfach nicht die richtige psychologische Hilfe. Ich habe Glück gehabt.

Insofern klingt meine Geschichte nach „Ende gut - alles gut“. Aber so ist es nicht.

Mein Sohn hat vieles von dem hier Beschriebenen miterlebt, und noch vieles mehr, was hier nicht erwähnt wurde. Ich konnte ihm eine vaterlose Kindheit nicht ersparen und auch nicht bestimmte Verhaltensweisen, die meine Mutter auf mich übertragen hat und die ich meinerseits an ihn weitergegeben habe.

Mein Fortschritt gegenüber meinem Kind war einzig der, daß ich ihm - anders als meine Mutter mir - das Angebot zu Gespräch über all diese Dinge gemacht habe, wann immer er es wünscht. Bisher hat es nicht stattgefunden, aber ich bin sicher, daß wir eines Tages unsere innere Entfernung überwinden und miteinander darüber reden können.

Mein persönlicher Fortschritt besteht aus zwei Punkten, die ich hier noch einmal ganz deutlich machen möchte: Alle Mütter und Väter waren einmal Töchter und Söhne und also quasi „Opfer“ ihrer Eltern, die aber ihrerseits niemals bewußt „Täter“ waren. Und daher geht es mir bei allen diesen Personen (meiner Oma, meinem Vater, meiner Mutter... auch bei mir selber) niemals um die Frage von Schuld!

Und: Das kleine verletzte Mädchen in mir ist immer noch da, und manchmal meldet es sich. Dann nehme ich dieses verletzte Kind sehr ernst und verlange das auch von meinem Partner, daß er die Verletzung wie ich akzeptiert und mit ihr lebt.

Mein nächstes Kind - sofern es eines geben sollte - wird mir nicht vorenthalten werden. Und es wird vor allem nicht ohne Vater *und* Mutter aufwachsen.

Und das Kalb auf der Weide an meinem Weg erinnert mich daran, daß der Mensch trotz allen Verstandes letztlich bleibt, was er ist: Ein Tragling und ein instinktiv-emotional sehr naher Verwandter der Tiere.

Zur Person:

Mary McKenna ist 42 Jahre alt und wuchs in der DDR auf. Sie war einziges Kind ihrer Eltern und hat ihrerseits einen erwachsenen Sohn. Nach einer 10-jährigen Tätigkeit als Managerin und Lokalpolitikerin arbeitet sie nun freiberuflich und lebt in Irland.